

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 50 (1967)
Heft: 1

Artikel: Auf ein Wort
Autor: Omikron
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-411436>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hatten. Namen hat Paul VI. natürlich nicht genannt, so wissen wir nicht, ob sich seine Warnung auch ausdrücklich gegen jesuitische Theologen deutscher Sprache, wie Rahner, Nell-Breuning, Wallraff usw. richtete. Jedenfalls hat er seine Ansprache in dem alten Satz «Sint ut sunt, aut non sint» gipfeln lassen (Sie seien, wie sie sind, oder sie sollen nicht sein), den einst der Jesuitengeneral im 18. Jahrhundert vor der damaligen Auflösung des Ordens durch Papst Clemens XIV. im Streit mit der Kurie dieser entgegen gehalten hatte. Jetzt wird dieses stolze Jesuitenwort dem Orden in Form einer päpstlichen Mahnung serviert! Die Fronten scheinen gewechselt zu haben. Noch haben im Orden die Anhänger der konservativen Richtung, der auch der neue Jesuitengeneral Arrupe zurechnen ist, eine sichere Mehrheit. Aber zweifellos: es gärt im Jesuitenorden, selbst dort kann die Stimme der neuen Zeit nicht mehr überhört werden. Für uns ein Grund mehr, in aller Ruhe erst einmal abzuwarten, was dabei schliesslich herauskommt und uns einer überstürzten Aufhebung der Jesuitenartikel nach wie vor zu widersetzen.

W. G.

Auf ein Wort!

Wie andere Zeitschriften (Beobachter, Weltwoche u. a. m.), so ist nun auch die «Schweizer Illustrierte» zu einem läblichen Versuch übergegangen. Auf ihrer ersten Seite, unter dem Titel «Auf ein Wort!», holt sie ihren Leser näher an sich heran, hält ihn an dem bekannten obersten Westenkopf fest und redet nun direkt und ganz persönlich auf ihn ein. Sie duldet es nicht mehr, dass man die Zeitung gelangweilt durchblättert und rein passiv die Bilder auf sich wirken lässt; die Redaktion hat den Mut, den Leser um eine Leistung zu bitten — er soll, mit der Redaktion zusammen, sich in die wesentlichen Anliegen der vorliegenden Nummer hineindenken; er soll dieses und jenes Anliegen recht ernst nehmen; er soll Stellung beziehen und womöglich dieses Anliegen sich zu eigen machen, sich dafür einzusetzen. So auch in der Nummer 40/1966. Da bemüht sich der Chefredaktor, Dr. Werner Meier, um das Verständnis des Lesers diesmal für ein ganz besonderes Anliegen der Redaktion, nämlich für einen Wettbewerb «Schweizer Jugend forscht!» Zu diesem Wett-

bewerb selbst äussern wir uns erst am Schluss unseres Aufsatzes; denn ebenso stark wie der Wettbewerb nimmt uns in Anspruch die Stimme der Opposition; die Warnung nämlich, die Schweizer Jugend nicht zu überschätzen und von ihr nicht zu viel zu erwarten. Ein Gymnasiallehrer, der die Jugend vom Beruf her kennt, formuliert seine Bedenken und Warnungen wie folgt: Unsere Jungen haben ganz andere Dinge im Kopf; für selbständige wissenschaftliche Forschungsarbeit sind sie kaum zu begeistern; es fehlt gewiss nicht an Talenten; aber die Versuchungen unseres modernen Wohlstandsstaates sind zu gross, als dass ein Appell an die Jungen zu einer besonderen intellektuellen Kraftanstrengung auch nur das leiseste Echo auslösen würde. Diese Bedenken lässt der Herr Chefredaktor nicht ohne weiteres gelten, er stellt ihnen Mahnungen und Fragen gegenüber: Sind unsere Jungen wirklich so stumpf, geistig so träge und anspruchslos? Wenn ja, so muss gefragt werden, warum das so ist und wer die Schuld daran trägt. Hat die ältere Generation, haben Lehrer und Eltern bei der Erziehung etwas falsch gemacht? Ist es nicht unsere Schuld, dass die Schweiz zu einem der studentenärmsten Länder Europas geworden ist und dass der Bildungsnotstand in unserem Lande geradezu katastrophale Ausmasse angenommen hat? So weit also die Redaktion der «Schweizer Illustrierten»!

Wir nehmen die von der «Schweizer Illustrierten» aufgeworfenen Fragen durchaus ernst. Was aber antworten wir von unserem weltanschaulichen Standort aus? Nun, wir haben da einiges anzubringen; Dinge, die in der bisherigen Diskussion entschieden zu wenig zur Sprache gekommen sind. Jetzt halten auch wir unseren Leser an dem bewussten Westenkopf fest und zwingen ihn so, uns einmal anzuhören und unsere Auffassungen so ernst zu nehmen, wie wir die Fragen der «Schweizer Illustrierten» ernst nehmen. Dabei sind wir uns genau bewusst, dass wir uns hier mit nur ganz kurzen Hinweisen begnügen und auf weit ausholende Begründungen verzichten müssen. Aber gerade die aphoristische Kürze unserer Hinweise hat etwas Aufreizendes; sie stösst alte und gewohnte Auffassungen vor den Kopf; sie beunruhigt; gerade das wollen wir ja.

Am stärksten beschäftigen uns die meist christlichen Klagen über den in-

Zum Jahreswechsel

Allen unsern Lesern in der Schweiz, in Bremen und Wien und wo sie sonst noch wohnen mögen wünschen wir von Herzen ein gutes neues Jahr. Möge es das mörderische Ringen in Vietnam beenden und dem gemarterten Volke Frieden und Freiheit bringen, möge es die Afrikaner zu immer gedeihlicheren Entwicklungen schreiten lassen, möge es in Europa den Frieden erhalten und alle Diktaturgelüste verkümmern lassen, möge es der Geistesfreiheit in aller Welt Flügel verleihen, dass sie sich ausbreiten kann über Land und Meer!

Der «Freidenker» erscheint mit der ersten Nummer des 50. Jahrganges im Januar 1967 in einer neuen Gestalt, dem Wunsche vieler Leser wie auch dem unserer österreichischen Gesinnungsfreunde entsprechend. Wir hoffen, er werde in immer weiteren Kreisen Eingang finden, um für unser Gedankengut zu werben.

Redaktion

neren Leerraum und geistigen Leerauf der heutigen Jugend. Leerraum und Leerauf seien dadurch entstanden, dass die früher übermächtigen Potenzen wie Gott, Glaube und Kirche heute ganz deutlich im Schwinden begriffen sind. Was sagen wir zu diesem Leerauf?

Vor allem und in erster Linie müssen wir uns ganz klar sein darüber, dass unsere öffentliche Schule der Jugend noch nicht das geben kann, was sie, von uns aus gesehen, zu geben eigentlich verpflichtet wäre. Diese Schule darf ja dieses eine noch nicht leisten — Erziehung und Bildung in voller Eindeutigkeit, Entschiedenheit und Offenheit nur auf dem Grund der diesseitig-wissenschaftlichen Einsichten aufzubauen. Gewiss, in ihrer reinen Stoffvermittlung, da darf sie es wagen, ihren Schülern ausschliesslich Elemente aus der kosmischen und historischen Realität vorzulegen. Sieht sie doch mit Recht ihre Aufgabe darin, die kommende Generation in die Gesetze der Realität einzuführen. Aber **eines** darf sie noch nicht leisten, und das muss heute einmal unumwunden

ausgesprochen werden: Sie darf sich in der Wahrheitsfrage nicht entscheiden, nicht festlegen; sie muss der Wahrheitsfrage behutsam aus dem Wege gehen; noch genauer: ihre ganze Belehrung erfolgt unter der stillschweigenden Voraussetzung, dass das, was hier ausgesprochen und gelehrt wird, auch wahr sei; aber sie darf das nicht aussprechen; sie darf nicht offen zu der Wahrheit stehen, zu der Wahrheit ohne christlichen Gott und ohne christliche Jenseitswelt, weil diese ihre Wahrheit in wesentlichen Punkten der christlichen Wahrheitskonzeption widerspricht. In der Wahrheitsfrage, in der offenen Stellungnahme zu letzten Einsichten und Werten wird sie heute noch zur Neutralität verpflichtet.

Der oberflächliche Betrachter dieser Dinge gibt sich damit zufrieden. Ihm ist diese Neutralität eine sehr bequeme Lösung; ermöglicht sie doch einen Unterricht, ohne nach irgend einer Seite hin jemanden rüde vor den Kopf zu stossen; einen Unterricht also, an dem die Kinder aller Bekenntnisse «ohne Beeinträchtigung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit» teilnehmen können; so will es ja auch die Bundesverfassung mit Artikel 27. Genau besehen ist aber diese Neutralität in der Wahrheitsfrage alles andere, nur keine ideale Lösung; sie ist eine überaus fragwürdige Notlösung; und

sie wird von Tag zu Tag fragwürdiger, je stärker sich der Wahrheitsgehalt der Diesseitserkenntnis durchsetzt. Die neutrale Schule tut gewiss gut daran, die Jugend in die diesseitige Realität einzuführen. Die Schule darf aber nicht übersehen, dass diese Realität heute die Seinsgrundlage eines immer mächtiger werdenden Glaubens und Bekenntnisses ist, eines Glaubens,

Durch die Taufe von Kindern und Jugendlichen wird die vom Naturrecht gewährte Freiheit der Entfaltung eines jungen Menschen vor Erlangen seiner Grossjährigkeit oder besser gesagt: vor Erlangung der Entscheidungsfähigkeit in weltanschaulichen Dingen in unzulässiger, ja sogar straffälliger Weise beeinträchtigt. Auf diese Art wird den unmündigen Menschen von den Eltern unter Einfluss der Konfessionen schon kurz nach ihrer Geburt unbefragt eine Weltanschauung aufgezwungen, mit der sie dann ihr ganzes Leben lang behaftet sind und von der sie sich ohne psychische und gesellschaftliche Nachteile in der Regel nicht mehr befreien können.

L. Brandstätter

der nun eben nicht mehr der christliche Glaube ist. Der Rückzug auf die reine Stoffvermittlung ist heute nicht mehr der Rückzug auf die reine Neutralität. Genau besehen hat die neutral sein wollende Schule eben doch schon Partei genommen und das Neu-

tralitätsgebot durchbrochen. Der genaue Wortsinn von Neutralität (= neuter = keiner von beiden) müsste eigentlich die Schule darauf verpflichten, vom irdischen Realismus ebenso konsequent abzusehen wie vom Christenglauben – das wäre, begrifflich scharf gefasst, der genaue Sinn der Neutralität. Damit ist aber sofort auch die Absurdität dieser genauen Neutralitätsforderung mit Händen greifbar geworden. Schule, Unterricht und Erziehung verlieren sofort jeden Sinn und Wert, wenn ihnen der Realitätsbezug durch einen derart konsequennten Neutralitätsbegriff entzogen würde. Nein, die Einführung in die Realität des irdischen Geschehens ist pädagogisch in jeder Hinsicht gereffertigt, und dafür ist die Schule in keiner Weise zu tadeln. Wohl aber ist sie zu tadeln, wenn sie meint, mit dieser ihrer guten Realitätserkenntnis ihre weltanschauliche Neutralität begründen zu können. Und Tadel verdient diese Schule auch, wenn sie meint, mit diesem Rückzug auf die reine Stoffvermittlung sei auch die pädagogische und erzieherische Aufgabe schon restlos gelöst. Ohne den offen einbekannten Bezug auf die Wahrheitsfrage bleibt das Ganze der Stoffvermittlung in einer fatalen Schwebe der Unverbindlichkeit stecken. Diese Schule hat keinen festen, keinen verpflichtenden Boden unter den Füssen.

Der Harlekin mit dem Plathaupt

Vor über zweihundert Jahren, im Jahr 1759, kam Abbé Ferdinand Galiani als neapolitanischer Gesandtschaftssekreter nach Paris, wo er, mit kleinen Unterbrechungen, bis zu seiner Abberufung im Jahr 1769 verblieb. Der Abbé Galiani war einer der vielen Abbés ohne Weihen, wie sie in der Gesellschaft des Ancien régime so Mode waren, und eine der merkwürdigsten und lebenslustigsten Gestalten des 18. Jahrhunderts. Anfänglich wegen seiner kleinen Statur eher verspottet, bildete er bald den Mittelpunkt der Gesellschaft, die sich seinem Bann nicht entziehen konnte und ausserordentlich von ihm gefesselt war durch seine geistreichen Anspielungen auf alle Fragen des Lebens, mit denen er stets das Richtige traf. Er wurde der Freund Diderots und des Wahlfranzosen Melchior Grimm, welch letzterer über ihn schrieb:

«Dieses kleine, am Fuss des Vesuvs geborene Wesen ist ein wahres Phänomen. Mit einem hellen und durchdringenden Blick vereinigt er eine ausgebreitete und gründliche Gelehrsamkeit, mit den Ansichten eines Mannes von Genie die Heiterkeit und das Behagen eines Menschen, der nichts wünscht, als zu unterhalten und zu gefallen. Er ist ein Plato mit dem Temperament und den Gebärden eines Harlekins.»

Aehnlich äussert sich Marmontel über ihn: «Der Abbé Galiani war seiner Person nach der reizendste Harlekin, den Italien jemals hervorgebracht hat; aber auf der Schulter dieses Harlekins sass der Kopf eines Macchiavell.»

Die Bewunderung für Galiani beruhte vor allem auf seiner natürlichen Vortragsweise und ihrer Eindringlichkeit, in der sich der Schauspieler mit dem Dichter, die Kühle des Geistes mit

dem typisch lebhaften italienischen Temperament verbanden. Daher Saincte-Beuve ganz richtig bemerkte: «Wenn man ihn heute liest, verliert der Abbé Galiani sehr; man musste ihn hören. Er erzählte seine Geschichte nicht, er stellte sie dar.»

Galianis Einzug in die französische Gesellschaft geschah zu einer Zeit, in der die Weltgeltung der französischen Literatur sich über ganz Europa ausbreitete. In Wissenschaft und Kunst herrschten die Salons und in diesen wiederum die Frauen wie Madame Geoffrin, die Marquise Du Deffand, Mlle de Lespinasse. Bei der Herzogin von Aiguillon trafen sich die Enzyklopädisten, bei der Prinzessin von Robecq die Gegner derselben.

Diese Salons nun waren für Galiani die Bretter, die die Welt bedeuten. Sehr gut gab Diderot in einem Briefe an seine Freundin Sophie Voland Galianis Apologie vom Kuckuck, dem Esel und der Nachtigall wieder, wo er

Reine Stoffvermittlung ist noch lange nicht das, was wir unter Bildung verstehen. Der vorgelegte Stoff, so wertvoll er im einzelnen sein mag, bleibt Chaos, er wird nicht zu einem in sich geschlossenen und überzeugenden Ganzen umgebildet. Der Stoff bleibt Stoff und wird nicht integriert zu einer den Schüler von innen her formenden Bildung. So kann sich in den letzten Fragen nach Wahrheit und Wert und Sinn in dieser Schule ein Gefühl der Unsicherheit, der Leere, hier kann sich trotz aller Fülle des Stoffes ein gewisser Leerlauf einstellen. Und hier, in diesem Dämmer der Unentschiedenheit und Leere, hier wurzelt denn auch das, was jener Gymnasiallehrer nicht ohne Grund dem tapferen Unternehmen der «Schweizer Illustrierten» entgegenhält, hier wurzelt die geistige Stumpfheit, Borniertheit und Interesselosigkeit eines grossen Teiles der heutigen Jugend.

Gänzlich verfehlt wäre es, der neutralen Staatsschule die Schuld an dieser tragischen Situation aufzuladen. Ist doch die Staatsschule nur Ausdruck und Funktion des Staates und der Gesellschaft, die diese Schule geschaffen haben und tragen. Auch hier im Staat und in der Schule bleibt ja alles in der unverbindlichen Schwebete der Neutralität. Der Christenglaube hat heute, trotz aller erlittenen Schwächung, doch noch so viel Kraft, sich

als die absolute und letztgültige Wahrheit auszugeben und so den Begriff der Wahrheit für sich zu monopolisieren. Die Praxis des täglichen Lebens, die Schule und die Wissenschaft – alles, was mit der harten irdischen Realität sich auseinandersetzen muss, das hat schon längst sich einen ganz anderen Wahrheitsbegriff schaffen müssen und auch tatsächlich geschaffen. Sie halten sich alle aber für nicht kräftig genug, sich offen zu diesem ihnen eigenen Wahrheitsbegriff zu bekennen und so die Wahrheitsfrage in einer offenen Auseinandersetzung mit dem Christenglauben zu bereinigen. Von der Sache selbst her drängt heute alles zu dieser offenen Bereinigung; sie wird aber vorerst noch zurückgestellt.

Staat und Gesellschaft, also wir alle, sind mitschuldig an der tragischen Lage der Staatsschule. Mitschuldig ist auch der Christenglaube. Die Kraft zu einem vollen Durchbruch in Staat und Gesellschaft; die Kraft zur Bildung eines verpflichtenden Ganzen auf positiv christlichem Boden in Staat, Gesellschaft und Schule – diese Kraft hat der Christenglaube ganz offenkundig heute nicht mehr. Er tritt aber auf mit dem Anspruch und mit dem Anschein, diese Kraft auch heute noch zu besitzen. Er hat immer noch die Kraft zu verhindern, dass sich Staat, Gesellschaft und Schule zu einem

**Es ging der fromme Herr Kaplan,
Nachdem er bereits viel Gutes getan,
In stiller Betrachtung der schönen Natur
Einst zur Erholung durch die Flur.
Und als er kam an den Waldessaum,
Da rief der Kuckuck lustig vom Baum:
«Wünsch guten Abend, Herr Kollege!»
Der Storch dagegen, nicht weit vom Wege,
stieg in der Wiese auf und ab
und sprach verdriesslich: «Papperlapapp!
Gäb's lauter Pfaffen lobesam,
Ich wäre längst schon flügellahm!»
Man sieht, dass selbst der frömmste Mann
Nicht allen Leuten gefallen kann.**

Wilhelm Busch

offenen, zu einem vollen und letztgültigen Ganzen, in dem es dann keinen Leerlauf mehr gäbe, auf dem Grund und Boden der diesseitigen Realität ausbilden. Diese Mitschuld an der Neutralität und damit auch an den Gebrechen der Neutralität – diese Mitschuld muss heute der Christenglaube einsehen und auf sich nehmen. Nicht die ganze Schuld; denn der Christenglaube ist, wie alle anderen Weltreligionen auch, tief eingebettet in das reale Geschehen, in Geschichte und Kultur, und ist den Gesetzen dieses irdischen Geschehens ganz ausgeliefert. Im letzten ist das alles ganz einfach unser historisches Schicksal; Christen und Nichtchristen, wir alle leben heute in einer Übergangszeit; wir stehen deutlich im Ausgang der

zum Schluss ausführte: «Die Schnurren des Abbés sind gut, aber er trägt sie auch wunderbar vor. Man widersteht ihnen nicht. Sie hätten sich vor Lachen geschüttelt, wie er den Hals in die Luft streckte, als Nachtigall ein süßes Stimmchen bekam, als Kuckuck sich brüstete und einen rauen Ton annahm, seine Ohren aufrichtete und die dumme und schwerfällige Würde des Esels nachahmte, und das alles ganz natürlich, ohne es zu übertreiben. Das macht, er ist von Kopf zu Fuss ein unvergleichlicher Mime.» Oder: «Der Abbé ist unerschöpflich an geistreichen Wendungen und Zügen; ein Kleinod für Regentage.»

Doch «es ist nicht jedermann gegeben, seinen Witz zu verstehen», sagte Diderot an anderer Stelle. «Er ist heiter in Gesellschaft, aber vermutlich melancholisch, wenn er allein ist.» Diese Mischung von Melancholie und Heiterkeit war charakteristisch für Galiani, der sich in Gesellschaft plötzlich

still und traurig in eine Ecke des Zimmers verzog, wenn er seine Geschichten erzählte hatte.

Galiani verfasste eine Reihe wertvoller Bücher. Das Werk «Della Moneta» zum Beispiel, ein Traktat über das Wesen des Geldes, brachte ihm Ruhm und Ansehen ein und gilt unter den Nationalökonomien längst als klassisch. Sein erstes berühmtes französisches Buch, die «Dialogues sur le commerce des blés», ist schon deshalb bemerkenswert, weil es zeigt, dass ein Geist zwei verschiedenen Kulturen zugleich angehören konnte. Galianis «Dialoge» gehören mit zu den besten der an Dialogen so reichen französischen Literatur. Er selbst sagte darüber: «Dass ich die Dialogform, als die französischste, gewählt habe, ist nur natürlich. Die Sprache des geselligsten Volkes auf Erden, die Sprache einer Nation, die mehr spricht als denkt und nur denkt, um zu sprechen, muss die dialogisiertesten Sprache

sein.» Und weiter: «Meine Dialogues sind ein Lehrbuch für einen Staatsmann, d. h. für einen Menschen, der den Schlüssel zum Geheimnis besitzt und weiß, dass sich alles auf Null reduziert. Mein Buch ist ganz diabolisch tief, denn es hat keinen Grund. Aber ich habe es nicht gern, dass man mich vor dem Publikum des Macchiavellismus beschuldigt; das Publikum ist so dumm, und ich bin noch nicht tot.»

Dieses Werk vollendete er 1769, eben als er Paris wegen einer diplomatischen Affäre für immer verlassen musste, womit er sich ungewollt einen glanzvollen Abgang sicherte, denn bald sollten die «Dialoge» das Tagesgespräch von Paris bilden. Und nun begann sein Briefwechsel mit seiner Freundin Madame d'Epinay, die ihm nun sein geliebtes Paris ersetzen musste und der er oft schrieb: «Ich bin verloren, wenn ich Sie nicht mehr habe.» Dieser Macchiavell, der so oft

christlichen Aera; aber verzweifelt klammert sich der Christenglaube, der sein Ende herankommen fühlt, an allem Möglichen und Unmöglichen, darum auch an der Schule, fest, um den Untergang so lange wie möglich noch hinauszuschieben. Das Neue aber, das sich auf dem Grund der Realität selbst, also ganz ohne Jenseits, heranbildet, das ist noch nicht stark genug, sich überall durchzusetzen und alle Kämpfe zu seinen Gunsten zu entscheiden. Unsere eigene Aufgabe kann es nur sein, im Kleinen, im Bereich unserer eigenen Möglichkeiten, diesen Prozess der Auflösung hier, der Neubildung dort zu intensivieren und damit zu beschleunigen.

Zum Schluss kurz zurück zur «Schweizer Illustrierten». Dass sie einen ausgewählten Teil der Schweizer Jugend aufruft zur selbständigen Forschung dafür haben wir nur Anerkennung und Dank; diese Forschung liegt auf der richtigen Linie und führt tiefer in die Erkenntnis der Realität hinein. Obwohl der Mensch selbst durchaus nichts anderes ist als Realität und mitten in dieser Realität drinstehet – der Weg des Menschen zur Erkenntnis dieser Realität ist lang und überaus mühselig. Solange aber diese jugendliche Forschung der letzten Entscheidung in der Wahrheitsfrage ausweicht und ausweichen muss, solange bleibt auch

diese Forschung und bleiben auch die Früchte dieser Forschung in der unverbindlichen Schwebe der weltanschaulichen Neutralität hängen, können die Jugend weder festigen noch charakterlich fördern. Grösser noch und herzlicher wäre unser Dank, wäre unsere Anerkennung, wenn die «Schweizer Illustrierte» mit ihrem Aufruf zur selbständigen Forschung den Ruf zur tapferen Entscheidung in der Wahrheitsfrage verbinden könnte. Verlangen wir zu viel?

Omkron

es uns gefühlsmässig passt oder nicht. Es ist doch letztlich der Sinn unserer kirchenfreien Bewegung, unsere Ueberzeugung zum Gemeinbesitz werden zu lassen. Dass dieses Ziel nur über eine gottfreie Erziehung in einer ferner Zukunft zu erreichen ist, wird allen klar sein, denn mit dem Umbruch in Ueberzeugungsangelegenheiten, welche heute lediglich Glaubensangelegenheiten sind, kann erst unter einer religiös neutralen Staatsführung begonnen werden.

Ein jeder sollte auch mutig erklären, dass er keine Religion habe, denn «religio» oder «Religion haben» heisst – aus dem Altitalienischen herkommend – Geheimwissen haben. Geheimwissen wurde aber nur in Kulen weitergegeben, weshalb Religion immer mit Kulen und auch im Christentum mit Magie zu tun hat. Das Wort Religion hat ursprünglich absolut keine Beziehung zu einem Gott, sei er persönlicher oder unpersönlicher Art, aber es steht mit Geheimem in Verbindung, denn das God war das anzurufende Geheimwesen. Wer heute behauptet Religion zu haben, sagt damit, dass er mehr wissen will, als er natürlicherweise wissen kann und nach seiner eigenen Auffassung etwas in das Wort hineindeutet. Dass uns die Umwelt als Religionslose für schlecht hält, darf uns nicht schockieren, eines Tages wird dieselbe Umwelt sich als re-

Wer ist Atheist?

Der wissenschaftlich denkende Mensch ist Atheist, denn er lebt in einer gottfreien Wirklichkeit.

Bei vielen Menschen ist es nur ein gefühlsmässiges Widerstreben, sich als Atheisten zu bezeichnen, weil sie in ihrer Umwelt nicht als schlechte Menschen gelten wollen, denn die Worte «atheistisch» und «Atheismus» mit «gottlos» und «Gottlosigkeit» übersetzt, sind zum Ausdruck des Bösen schlechthin geworden. Trotzdem sollten wir alle den Mut aufbringen, uns in konsequenter Haltung zu unserer Ueberzeugung als Atheisten zu bekennen. Wir leben in einer gottfreien Wirklichkeit als gottfreie Menschen; als solche sind wir aber Atheisten, ob

den Herzlosen spielte und sich rühmte, niemals geweint zu haben, selbst nicht beim Verlust von Vater, Mutter und all den Seinen, wodurch er Diderot sehr missfiel, weinte hemmungslos, als er Paris verlassen musste. «Man hat mich von Paris getrennt, man hat mir das Herz ausgerissen», schrieb er Madame d'Epinay, und seine ganze Korrespondenz, die bis kurz vor seinem Tode dauerte, war ein einziges langes Bedauern. Dieser Briefwechsel, den er zu zwei Dritteln mit Madame d'Epinay, den Rest mit seinen andern Pariser Freunden führte, ist sein berühmtestes französisches Werk. Diese Briefe, die nie genug gerühmt werden konnten, gehörten ihrer Eigenart nach ebenso sehr Madame d'Epinay wie dem gebildeten Publikum an. Sie lassen auch das fortwährende Bestreben Galianis, der sich in dem sonst so reizvollen Neapel wie in der Verbannung vorkam, erkennen, mit dem wissenschaftlichen und ge-

sellschaftlichen Leben in Paris in Verbindung zu bleiben.

Obschon er in Neapel noch viele und hohe Aemter innehatte, konnte ihm dieses «Leben ohne Zerstreuung, ohne Freunde, ohne Gastmäher und Abendgesellschaften, ohne Gesundheit, ohne Liebe» nicht Paris ersetzen. Und an dem Tage, an dem er Madame d'Epinay durch den Tod verlor, sollte auch seine Seele zerbrechen, und er überlebte sie nur um wenige Jahre. «Ich habe gelebt, ich habe weise Ratschläge erteilt, ich habe meinem Herrn und meinem Staate gedient, ich habe den Vater einer zahlreichen Familie gespielt; ich habe mich in meinen Schriften für das Glück meiner Mitmenschen eingesetzt. Und in dem Alter, wo die Freundschaft am nötigsten wird, verliere ich alle meine Freunde! Ich habe alles verloren! Man überlebt seine Freunde nicht!»

Sainte-Beuve kommentiert diese Worte so: «Brav, liebenswürdiger Abbé, mit

diesen Worten stehst du im nobelsten Gegensatz zu den von dir immer verkündeten Grundsätzen, zu deiner angeblichen Herzlosigkeit, und so erst bist du liebenswert!»

Am 30. Oktober 1787 ist Galiani, achtundfünfzig Jahre alt, scherzend noch im letzten Augenblick, gestorben, gleich als ob er wusste, was wenige Monate später in Frankreich kommen sollte. Man weiss, dass Galiani trotz seiner Eulenspiegelen immer daran trachtete, andern Nutzen zu erweisen, das menschliche Leben rings um sich zu verbessern. Und getreu handelte er selbst nach dem Chevalier in seinen «Dialogen»: «Der Fron Dienst des Weisen besteht darin, den Menschen Gutes zu tun.»

Werner Ohnemus

Geistlose kann man nicht begeistern, aber fanatisieren kann man sie.

Marie von Ebner-Eschenbach